

Das Pfennig-Magazin

für
Belehrung und Unterhaltung.

Nr. 423.]

Neue Folge. Neunter Jahrgang.

[8. Februar 1851.

Der blinde Geiger.

Nach einem Gemälde von David Wilkie.



Das Blockhaus im Missurithal.

Dampf brauste der Missuristrom durch sein breites Bett dahin und schlug rauschend an die Felsenuser an, mit einem Getöse, als sollten Todte aufgeweckt werden aus ihrem langen Schlafe. Das Rauschen seines Wassers verkündete die Auferstehung der Natur aus ihrem Winterschlaf; denn hatte sich der Winter in den Thälern nur durch eine längere Regenzeit kenntlich gemacht, so waren doch die hohen Bergketten mit Eis und Schnee bedeckt gewesen, bis die milde Frühlingssonne mit ihren Strahlen an den Eisgebilden leckte, die Schneemassen schmolzen und in wilden Bergbächen herab nach den größern Flüssen sich ergossen.

In einem anmuthigen Seitenthale, das ein kleiner Bach durchfloß, um sich in den Missuri zu ergießen, stand ein kleines Blockhaus europäischer Ansiedler, die sich hier eine neue Heimath gegründet hatten. Aus dem gesegneten Schwaben war die Familie Sternau weggezogen weit über das Meer nach dem fernen Westen. Sie bestand aus Mann, Frau, drei Kindern — Eduard, Walther und Emma — und einigen Dienstreuten, welche die Herrschaft begleitet hatten zu ihrem neuen Wohnsitz. Schon waren fünf Jahre verflossen, schon war vier mal der Mais gereift und schon hatte drei mal die neue Frühlingssonne einen kleinen Grabhügel beschie-

nen, der in geringer Entfernung vom Hause sich erhob und von einer Thränenweide beschattet wurde, als sich von neuem freudig die Brust der Anstiedler hob, als sie die Frühlingsboten empfangen und die Vögel wieder singen hörten, die während der Regenzeit dem Süden zugeflogen waren. War der erste Rausch der Freude verflogen, so füllte dann ein trüber Schmerz, eine stille Sehnsucht die Herzen der kleinen Familie, die ja nicht mehr vollzählig war. Unter dem Grabhügel lag die Gattin Sternau's. Dem Gatten war sie gefolgt vom heimischen Herde; doch es gefiel ihr nicht in der neuen Heimat, ihr Herz sehnte sich zurück nach den stillen Wäldern des Schwarzwaldes und nach den gelben Weizenäckern ihrer Heimatflur. Wie aber die Sehnsucht zunahm, so minderte sich das Roth ihrer Wangen, ihre Schwäche nahm zu und ehe zum zweiten male die milden Frühlingslüfte die Urwälder durchstrichen, lag sie schon im Grabe, an dem ihr Gatte und ihre Kinder herbe, bittere Thränen weinten.

Jedes Jahr wurde der kleine Hügel mit frischen Blumen bepflanzt und eine Rasenbank daneben errichtet, auf der Sternau zuweilen Platz nahm mit seinen Kindern, um ihnen von der heimgegangenen Mutter zu erzählen.

Auch bei dem neuen Frühlingsanfang begannen die drei Geschwister die Stätte am Grabe wieder neu herzustellen, aber mehr als sonst beschlich sie dabei ein wehmüthiges Gefühl, und vorzüglich Emma war es, die, nun in einem Alter von 17 Jahren, immer sagte: Ach wäre doch die gute Mutter noch bei uns, wie sehr wollte ich mich freuen; wie sehr fühle ich, daß ich einer mütterlich leitenden Hand bedarf.

Auch Eduard und Walther, jener 15 und dieser 12 Jahre alt, stimmten mit ein und sagten: Freilich vermiffen wir Mütterchen gar sehr; wie schön waren die Geschichten, die sie uns immer erzählt hat, wie gut war sie stets mit uns und wie gern beteten wir immer mit ihr. Ob wol Das wahr ist, was sie immer sagte, wenn auch eins von uns stirbe, so umschwebe sein Geist immer die Hinterbliebenen und nähme Antheil an ihrem Leid und an ihrer Freude.

Das weiß ich zwar nicht, erwiderte Emma. Aber so viel kann ich euch mit Bestimmtheit sagen, daß der Geist unserer theuren Mutter fortlebt und daß wir einst wieder nach unserm Tode mit ihr vereinigt werden.

Die Arbeit war vollendet und wie ein kleiner Garten war die Grabstätte hergerichtet. Still nahmen die Kinder ihr Werkzeug auf und gingen dem Blochhause zu, in dem sie ihr Vater schon erwartete und liebevoll in seine Arme schlang.

Während der Nacht bellten die beiden Hunde, die Sternau hatte, mehr als gewöhnlich, sodas dieser sich genöthigt sah aufzustehen und wo möglich die Ursache zu erforschen. Als er das Fenster öffnete, sah er einige schwarze Gestalten wie Schatten in den nahen Wald verschwinden. Da er glaubte, daß es wilde Thiere gewesen seien, welche die Mauer um sein Haus nicht überspringen könnten, legte er sich wieder hin, wurde aber noch einige mal durch die Hunde aus seinem Schlafe geweckt. Beim ersten Scheine des Morgens ging er hinaus, um wo möglich Spuren eines Angriffs von Thieren zu bemerken. Wie aber erstaunte er, als er in dem thauigen Grafe Spuren mehrerer nackten Menschenfüße eingedrückt fand, die rings um die Mauer herum führten. In schauerlichen Scenen zogen nun auf einmal alle Schrecknisse und Gefährlichkeiten, die dem Anstiedler im Urwalde bevorstehen, vor seinen Sinnen vorüber und bange wurde es ihm im Herzen,

wenn er sich die Erzählungen zurückrief, die er in seiner Jugend über die Wilden gelesen hatte. Daß seinem Hause etwas bevorstand, war gewiß; wie er aber ein Unglück abwehren konnte, das er noch nicht einmal kannte, wenn es auf ihn einstürmen würde, das war ihm noch unklar. Er ging in sein Haus zurück, aus dem ihm die drei Kinder entgegenkamen. Sie merkten seine Veränderung sogleich an seinen ernsten Zügen und Emma fragte ihn, was am frühen Morgen schon seine Stirn trübe? Ob vielleicht ein wildes Thier in dieser Nacht durchgebrochen sei und etwas geraubt habe?

Das nicht, liebe Tochter, entgegnete der Vater, aber ich kann es euch nicht verhehlen, noch viel Schlimmeres. Draußen um die Mauer herum führen Spuren von Indianern, und daß die nicht in friedlicher Absicht gekommen sind, davon bin ich überzeugt.

Was sollten sie denn bei uns wollen, lieber Vater? fragte Walther. Wollen sie mir etwa mein zahmes Böckchen rauben und schlachten? Ja wartet nur, ich habe Pfeil und Bogen und will meinen Liebling schon vertheidigen.

Und ich, fiel Eduard ein, hole die alte Flinte und den großen Degen. Du, Vater, hast auch noch drei gute Flinten und scharfe Messer, da dächte ich doch, könnten wir schon eine große Menge in die Flucht jagen.

Wenn das so leicht ginge, erwiderte der Vater. Die Indianer sind schlau und kühn, und wo sie einmal einen Angriff wagen, sind sie auch gewöhnlich schon vom glücklichen Erfolge desselben überzeugt. Ich dachte, wir würden nie von ihnen belästigt werden, da sie sich weit von uns in die Wälder zurückgezogen hatten. Ich möchte wissen, was sie jetzt wieder herborgehockt hat. Wir können weiter nichts thun, als unser Leben Gott anheimstellen; an Vertheidigung können wir nicht denken. Vielleicht wendet Gott Unheil von uns ab; jetzt geht, wie immer, an eure Arbeit!

Die kommende Nacht wurde ängstlich von der kleinen Anstiedlerfamilie erwartet. Bis nach Mitternacht blieben sie munter; aber siehe da, es ließ sich nichts hören und sehen und ruhig konnten sie schlafen bis zum Morgen. Auch die kommenden Tage blieb Alles ruhig sowie während der folgenden Nächte, und Sternau glaubte, daß in jener Nacht blos ein kleiner Trupp Indianer vorbeigezogen sei. Die stille Heiterkeit war wieder in der Familie heimisch geworden und Alle verrichteten ihre Arbeiten mit ämsiger Sorgfalt. Sternau ging entweder mit Eduard auf die Jagd, wohin sie auch zuweilen Walther begleiten durfte, oder er machte ein neues Stück Land urbar, während Emma das Hauswesen besorgte, um die müde Heimkehrenden mit einer guten Mahlzeit zu empfangen.

Wieder waren eines Abends die drei männlichen Familienglieder außerhalb der Wohnung und Emma früher als gewöhnlich mit Besorgung des Hauswesens fertig geworden. Da der Abend so schön war, ging sie heraus in die freie Natur, das Haus der Obacht der Diensteute überlassend. In prächtiger Abendfrische lag der dunkle Laubwald vor ihr, vielfach belebt von muntern Vögeln, die, als ob sie einträchtig miteinander spielten, von einem Zweige zum andern hüpfeten. Der Bach floss klar zu ihren Füßen hin und murmelte so leise, als spräche er von Geheimnissen, die er erfahren hätte in der Tiefe der Berge, aus der er weit oben hervorrieselte in starker Quelle. Seinen Lauf verfolgte Emma und gelangte an die kleine Friedensstätte, zu dem Hügel, wo ihre Mutter begraben

lag. Auf der üppiggrünen Nasenbank setzte sie sich nieder, um einen Kranz zu flechten von Blumen, die sie unterwegs gepflückt hatte am Rande des Baches. Heilige Stille umgab sie rings und in frommer Weise fiel sie nach Vollendung des Kranzes am Grabe ihrer Mutter auf die Knie, hing den Kranz an das einfache Kreuz, das auf dem Grabe errichtet war und betete laut. Ganz in sich und ihre Betrachtungen versunken, merkte sie nicht, was um sie vorging. Durch die Büsche schaute ein braunes Gesicht mit glühenden Augen und buschigen Augenbrauen, über denen eine hohe, breite Stirn, wol die Werkstatt kühner, großer Gedanken, thronte. Leise bog er die Zweige auseinander und trat in den freien Raum. Seine Fußstritte, so leise sie auch waren, hatte Emma doch vernommen, und mit einem lauten durchdringenden Schrei erhob sie sich zum Fliehen, nachdem sie den braunen Indianer erblickt hatte. Doch dazu war es zu spät, und ohne einige Schritte thun zu können, hatte sie der Indianer fest gepackt, ohne ihr jedoch wehe zu thun. Da erhob sich ein Bellen und Emma bemerkte, daß sie einer ihrer Hunde, ohne daß sie es gewußt, begleitet hatte. Dieser erschien ihr wie ein Rettungsendel, und trotz ihrer Verwirrung behielt sie doch so viel Geistesgegenwart, daß sie den Hund an den Indianer hegte. Dieser ließ sich aber den Angriff des Hundes nicht kümmern und schlug ihn so derb auf den Kopf, daß er wie todt niederfiel. Emma schrie noch lauter, und nur eine unzweideutige Bewegung, die der Indianer mit seinem Messer nach ihrem Herzen machte, konnte sie einigermaßen zum Schweigen bringen. In seinen Armen trug er das zitternde Mädchen tiefer in den Wald hinein. Emma hatte Zeit genug gehabt, ihre Lage zu bedenken und fühlte nur zu sehr, daß sie wol nun auf immer den Ihrigen entrisen worden sei und daß ihr ein ungewisses, wahrscheinlich höchst schreckliches Schicksal bevorstehe. Ihr Räuber war ein junger Mann von höchstens 25 Jahren, stark und muskulös gebaut wie die meisten seines Geschlechts. Etwas Edles und Schönes in seinem Gesicht und in seiner Haltung war ihm nicht abzusprechen, und die Schonung, mit der er das Mädchen behandelte, ließ sie immer noch einige Hoffnung, wenn nicht auf gänzliche Befreiung, doch wenigstens auf milde Behandlung hegen, und ihre Thränen hörten nach und nach auf zu fließen.

Nachdem sie der Wilde ungefähr eine halbe Stunde weit getragen hatte, stellte er sie auf ihre Füße und zwang sie, neben ihm herzugehen. Still fügte sie sich in ihr Schicksal. Denn Sprechen half ihr nichts, da der Indianer wol weder Deutsch noch Französisch, dessen sie allein vollkommen mächtig war, verstand. Nach mehrstündigem Marsche befanden sie sich am Eingange eines weiten Thals, an dessen Ende Emma viele Indianer bemerkte. Bald waren sie ihnen nahe gekommen und ein lautes Geschrei hatte sie bewillkommt. Ungefähr 50 Indianer reihten sich um die Neuangekommenen und sprachen heftig mit ihrem Räuber. In kurzem merkte sie, daß dieser der Häuptling der Schar war, da er sich wol in Kleidung von den Andern unterschied als auch dadurch, daß er eine besondere Auszeichnung genoss. Frauen bemerkte sie nicht, wol aber einige Pferde, die im Hintergrunde standen. Der Häuptling nöthigte sie eins derselben zu besteigen, faßte dasselbe an einer Schnur an und jagte allein mit ihr davon. Noch beim Aufsteigen hörte sie einige englische Worte, und obgleich sie nicht vollkommen Englisch verstand und die Indianer diese Sprache auch nicht gut redeten, so konnte sie doch Folgendes aus der langen

Rede vernehmen: „Hat nun der große Geist dem Schibbalotschek eine glückliche Stunde geschenkt und hat ihn bemannt mit Adleraugen und der List des Fuchses, daß er das Bild geraubt hat von dem Blaggesicht. Bald wird ihr Mondschein (er meinte damit ihr hellblondes schönes Haar) ausgelöscht und der große Geist versöhnt sein durch ihr Blut.“

Grausig tönten ihr diese Worte und ein schreckliches Loos stand ihr, wie sie fürchten mußte, nun bevor. Mehrere Tage waren sie geritten, ohne sich durch etwas Anderes als durch Zeichen verständigt zu haben. Was hätte es auch der Sprache bedurft, da ihr Bitten und Flehen ebenso wenig geholfen hätte? Einen Trost hatte sie. Fasimann nämlich, der Hund, den der Indianer geschlagen hatte, war auf einmal wieder neben den Pferden und umhüpfte munter seine Herrin. Der Schlag, den er empfangen hatte, war nur betäubend gewesen, und nachdem er sich erholt hatte, war er der Spur gefolgt, die ihn richtig leitete. Da er sich ruhig verhielt, duldete ihn der Indianer und ließ dadurch der geraubten Emma einen stärkern Trost, als er wol geglaubt hätte.

Nachts ruhten sie gewöhnlich in einer besonders abgelegenen Gegend und ließen die Pferde in der Nähe weiden. Die ersten Nächte konnte Emma ihre Augen nicht schließen, sondern weinte fortwährend, indem sie an ihre zurückgebliebenen Lieben dachte; dann aber stellte sich mehr Ruhe ein, die noch zuuahm durch das freundliche Benehmen des Häuptlings, das ihr freilich sehr wunderbar erschien.

(Fortsetzung folgt.)

General Bedeau.

Der französische General Bedeau, welcher als solcher seit dem Jahre 1841 ein Corps in Algier commandirte, war der Abgott der Soldaten. Seine äußere Erscheinung — erzählt ein Augenzeuge — machte einen vortheilhaften Eindruck. Schlank und kräftig gebaut, reitet er immer herrliche arabische Pferde und kleidet sich mit großer Sorgfalt. Im Felde wie in Garnison ist er stets vom Kopf bis zum Fuße ganz dienstmäßig gekleidet. Gang und Sprache sind entschieden. Im Felde theilt er alle Beschwerden mit den Soldaten und mischt sich mitten unter sie.

Ein alter Soldat, welcher den General schon von Spanien aus kannte, erhob sich eines Abends, als der General Bedeau durch das Lager schritt, vom Wachtfeuer und grüßte ihn mit einem vertraulichen: Bon solr, mon général! indem er die Hand an seine Lagermüge legte.

Guten Abend, mein Alter! antwortete der General. Wie geht's?

Ach, nicht eben sonderlich; seit acht Tagen schon habe ich nicht ein Krümchen Kautabak.

Du weißt wol, daß ich keinen Taback kaue; aber hier — der General gab ihm eine Handvoll Cigarren und entfernte sich mit einem freundlichen bon soir.

Triumphirend kehrte der alte Schnurrbart zu seinen Kameraden zurück und zeigte ihnen seine Beute, die auch sogleich in Stücke geschnitten und hinter die Backzähne gesteckt ward.

In Gefechten hat er eine Heiterkeit und Ruhe, die Jeden entzückt. Bei einer Expedition, wo er die Arriergarde commandirte, hatte die Colonne einen schwierigen Paß zu ersteigen; die Beduinen folgten auf dem

Fuße und feuerten einzeln, aber ununterbrochen. Bedeau ritt neben der äußersten Trailleurlinie und sprach fortwährend ermunternde Worte zu den Soldaten. Einer von den Soldaten, der noch ein Neuling im Felde war, bückte sich jedes mal, wenn er eine Kugel pfeifen hörte. Der General sah es und rief dem Soldaten heiter zu: Il ne faut pas saluer l'ennemi! Alle lachten, aber der Getadelte stand fortan wie eine Mauer.

In ziemlicher Entfernung von ihm fiel ein Soldat vor Ermattung um und warf sein Gewehr weg, entschlossen, ruhig sein Schicksal zu erwarten. Die Maulthiere mit Tragsesseln, die zur Aufnahme der Kranken und Verwundeten bestimmt waren, waren längst überfüllt und der Arme hatte die gewisse Aussicht, den

Beduinen in die Hände zu fallen und von ihnen einen Kopf kürzer gemacht zu werden. Bedeau hatte ihn bemerkt, sprengte auf ihn zu und fragte: Comment va, voltigeur?

Je ne peux plus, mon général! war die Antwort.

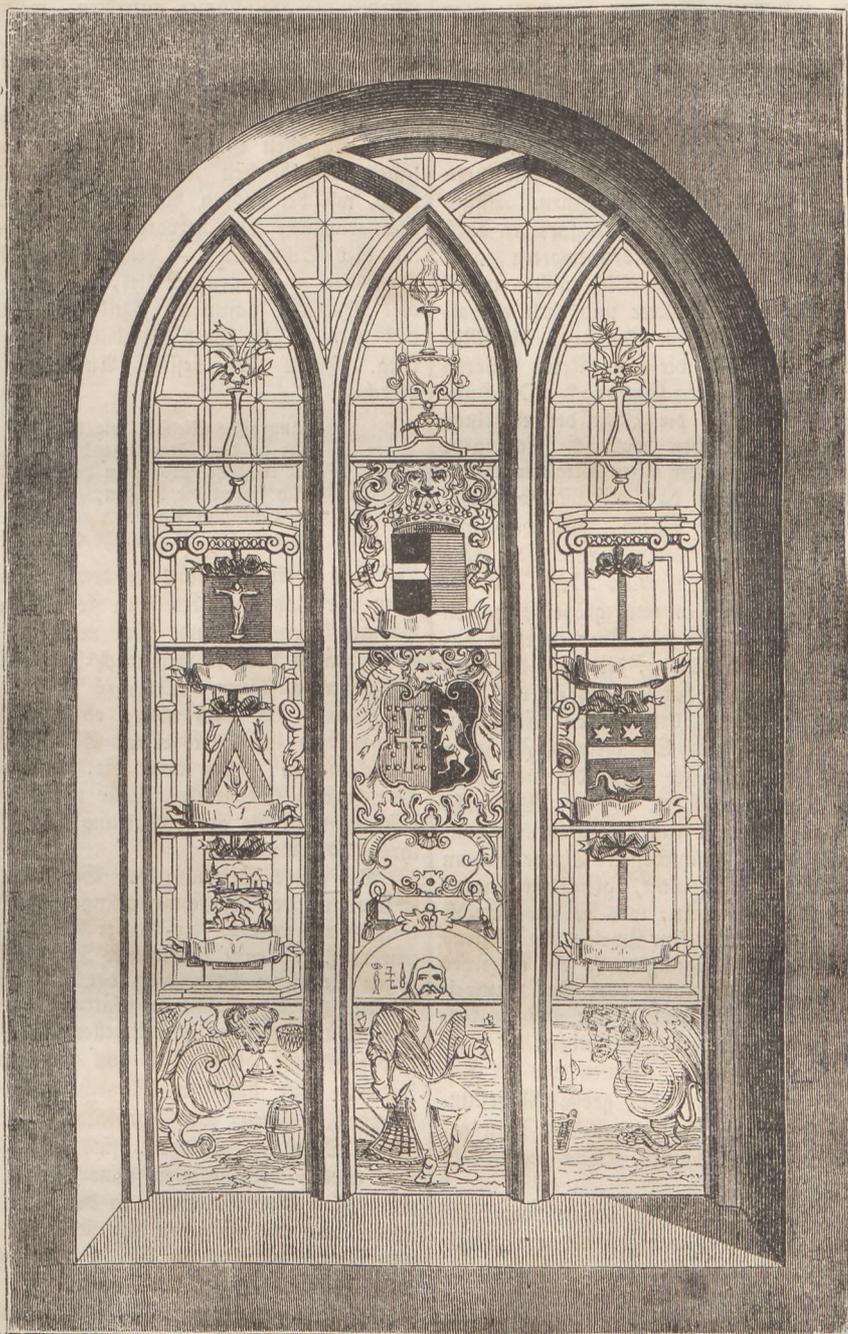
Courage, mon ami! Prenez la queue de mon cheval et donnez moi votre fusil!

Der General nahm ihm das Gewehr aus der Hand, der Voltigeur faßte den Schweif des Pferdes und ward auf diese Weise ein tüchtig Stück Weges den steilen, felsigen Berg hinaufgezogen, bis er auf ebenem Wege wieder zu Kräften kam und sein Gewehr zurückerheben konnte. Mit den Worten: Voistu bien? entließ ihn der wackere General.

Ingrische Bauern im Brautschmuck.



Glasmalerei.



Die Glasmalerei soll ziemlich so alt sein wie die Glasfabrikation selbst, zum mindesten aber geht sie weit ins graue Mittelalter zurück, wo man sie benutzte, die Kirchenfenster oder auch die Fenster von fürstlichen Palästen mit allerlei größern oder kleinern Bildern, Wappen u. s. w. zu schmücken, welche, wenn die Sonne auf die glänzenden Farben fiel und ihre Strahlen darin brach, den überraschendsten Eindruck machten. Inzwischen kam die Sache aus dem Gebrauch, die Kunst vermochte nur kleine Theile in einer Farbe herzustellen,

die dann durch Blei zu einem größern Ganzen vereint wurden, und endlich wußte Niemand mehr die Mischung zu treffen, bis sich wieder im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts mehre Künstler so lebhaft und eifrig mit ihr beschäftigten, daß an Farbenpracht ihre Arbeiten keiner ältern nachstehen, an Umfang aber sich keine mit ihnen messen kann, besonders seitdem die Kirchenbauten in München und Köln viel Wetteifer rege machten. Ein österreichischer Künstler, Mohn, war der Erste, welcher in Wien diese neue Bahn mit Glück einschlug.

Die große Menge der Thiere und der Thierarten.

Wie viele Thiere mag es wol auf der ganzen Erde geben? Die Menge der auf ihr wohnenden Menschen hat man ungefähr auf 1000 Millionen berechnet; aber welcher Mensch wäre wol im Stande, die Zahl der Thiere auszusprechen, nachdem man bemerkt hat, daß in vier Tagen von einer Thierart 140 Billionen entstehen können? Denn in der That will Ehrenberg Insektionsthierchen beobachtet haben, die sich binnen dieser Zeit so vermehren und dann nach dem Tode mit ihren Panzern zwei Cubikfuß Erde bilden können. Kaum daß man von Thiergattungen oder Arten sprechen darf, und auch da ist die Frage zwar zu beantworten, aber doch nur sehr entfernter Weise, wirklich nicht einmal in annähernder Weise. Land, Meer und Luft enthalten Thiergattungen, wie z. B. die Polypen, die Milben, die Korallen sind; aber wie viele Arten gehören nun meist wieder zu einer solchen Gattung? Oft Hunderte! Wer könnte nun also die Zahl der einzelnen Wesen berechnen und aussprechen wollen? Es wurde einmal ein Schiff im Meere von einer Fliegenwolke befallen und so bedeckt davon, daß die Matrosen wol 500 Eimer Seewasser nöthig hatten, alle wegzuspülen, die sich überall gelagert hatten. Wie viele Fliegen mögen es wol gewesen sein! Alle Thiere auf der Erde und im Meere zerfallen in zwei große Heere, in wirbellose und in solche, welche ein Knochengestüt haben; aber das Heer der wirbellosen, die keine Knochen haben, übertrifft an Menge der Gattungen und Arten und einzelnen Wesen die der andern Classe in nicht auszusprechenden Zahlen. So vielerlei Fische es z. B. gibt, so wenig wollen sie gegen die mancherlei Heere der Käfer, Fliegen u. s. w. sagen. Wer nicht immerfort es zum Gegenstande seines Studiums macht, wird unmöglich alle diese verschiedenen Thiere, wenn ihm ein einzelnes davon vorkommt, gleich bestimmen und es für das erklären können, was es ist. Selbst wenn er sich immer nur mit diesem Zweige des Wissens beschäftigt, muß er sich oft begnügen, so ein einzelnes Thier nur der Ordnung, Gattung oder Art zuzuweisen, in welcher es eine Rolle spielt. Um nur ein kleines Beispiel von der Schwierigkeit zu geben, so zahllose Thiere ein wenig zu ordnen, nehmen wir die Insekten; nur wenn wir diese in sieben große Abtheilungen bringen, werden wir so ziemlich alle die dazu gehörigen Geschöpfe bestimmen können. Die großen Abtheilungen würden sein:

Käfer; sollten jedoch alle Arten davon vorgeführt werden, so würden sie nicht weniger als ein Regiment von 4000 repräsentiren, die unter 55 Gattungen zu ordnen wären. Wir hätten dann Kolbenkäfer, wohin z. B. die Maikäferart gehört. Wieder eine andere Gattung ist der schreckliche Borkenkäfer, dessen Larve ganze Fichtenwälder zerstört, daß Niemand das Holz, wo er nagte, zum Brennen brauchen kann. Selbst die kleine Todtenuhr gehört hierher, welche in der Nacht den Furchtsamen durch das Reiben einiger ihrer Körperteile Angst einjagt, obgleich sie kaum so groß wie ein großer Floh ist; im Juni kriecht der winzige Käfer aus seinem Larvenzustande aus dem faulen Holze in den Häusern; denn unsern Möbeln, Balken und andern Holzwerke thut er vielen Schaden. Die Gattung, zu der man ihn zählt, nennt man Speckkäfer. Die Samen- und Müsselkäfer gehen vorzüglich den Sämereien nach, und der schwarze Kornwurm, der Pfeffer in der Rübsensaft, wird von den Landwirthen mehr gefürchtet als eine ganze Compagnie feindlicher

Soldaten im Kriege. Auch die Holzböcke bilden so eine Gattung, die in nicht weniger als 379 Arten zerfällt; 142—150 haben wir in Europa.

In der zweiten großen Abtheilung der Insekten würden die Halbflügel auftreten, welche vier Flügel, aber Flügeldecken haben, die nur zur Hälfte oder etwas mehr über die Flügel hinstreifen und auch nicht so zusammenschließen, wie z. B. bei den Maikäfern. Es gehören hierher die Gattungen der Grasshüpfer, unsere hübschen Graaspferde. Wenn ihre zwei beweglichen Schilderchen und einige Muskeln thätig sind, wird, wie bei andern Arten dieser Gattung, ein nicht unangenehmer Ton hervorgebracht. Die Alten hielten auf dies Schwirren — denn so kann man ihren Ton bezeichnen — ungemein viel, und die Cicade, wie sie dies Thierchen nannten, stand bei ihnen so in Gunst, daß man sie in Gold nachbildete und als Haarnadel trug. Ihren Ton besingt Anakreon in seinem 43. Liedchen:

Sangreiche Cicade, wie werth
Bist du den Sterblichen!
Du liebliche Prophetin des Sommers!
Dich lieben die Mufen,
Es liebt dich Apollo;
Er gab dir die liebliche Stimme!

Bei uns verkündet sie mehr den scheidenden Sommer; denn vor Johanni hört man sie nicht oft. An einem warmen Sommerabende hört man sie auf dem Lande dann um so lieber, weil nach Johanni schon fast alle Singvögel aufhören. Dagegen ist mir ihr Schwirren in Italien, ich weiß nicht, ob in Folge der großen Menge oder ihrer Größe und Stärke, widrig und grell vorgekommen. Aber auch die schrecklichen Heere der Heuschrecken spielen eine Rolle unter den Arten, und abscheulich ist die große Gattung der Wanzen mit allen ihren 700 Arten!

Die große Ordnung der Schmetterlinge und ihre Gattungen der Tagsschmetterlinge, der Nachtschmetterlinge sowie solcher, die in der Dämmerung herumfliegen u. s. f., kennt so ziemlich Jedermann, weniger dagegen die vierte Abtheilung der Netzflügler oder Florfliegen, deren bekannteste Gattung bei uns die niedlichen Wasserjungfern oder Libellen sind. Eine ebenfalls sehr zahlreiche Classe wird von den Hautflüglern, d. h. Insekten mit häutigen Flügeln gebildet, wohin die Wespen, Bienen- und Ameisengattungen gehören. Die sechste Ordnung, Fliegen, sind auch bekannt genug; und endlich die Insekten ohne Flügel geben uns die würdigsten Repräsentanten in den Spinnenarten. Was Flöhe und die Fischechen im Kleiderschranke und ähnliche Thiere betrifft, so sind sie die letzten. Die Insekten würden also allein sieben Classen bilden und jede Gattung so zahlreich sein, daß sie ein Mensch kaum in Ziffern ausdrücken könnte; 560,000 Arten will man berechnet haben.

Ein holländisches Kaffeehaus.

Fester und zäher als irgendwo hängt der Holländer an seinem von Alters her gewohnten Leben; aber er wird mehr und mehr von seinen Lieblingsgewohnheiten aufgeben müssen. Sein Vaterland ist schon durch die Eisenbahnen in den Touristenkreis gezogen und wird von Reisenden überflutet. Myn Heer wird anfangs trotzig und ärgerlich über die Störung auffahren; aber auch ihn wird der Schwindel aus seinem Versteck her-

vorlocken und in den modernen Wirbel mit hineinziehen. Auf die Länge kann er nicht widerstehen und die Stereotypenformen werden langsam verschwinden.

Jetzt finden Reisende noch Vieles in Holland höchst ergötzlich, z. B. ein Kaffeehaus. Hier herrscht die Pfeife vor; mit ihr im Munde, möchte man sagen, kommt der Holländer zur Welt, und den Genuß, den sie bietet, zieht er jeder andern Unterhaltung vor. Zu beiden Seiten eines langen Tisches sitzen die holländischen Herren einander gegenüber, ein eisernes Gefäß mit glühender Torfasche auf der einen, ein Spucknapfchen auf der andern Seite, stundenlang, ohne sich zu bewegen und den Mund zum Sprechen aufzuthun. Alle Kellner heißen Jan; das ist der Collectionname für die Armen, die sich dazu hergeben müssen, Andern alle mögliche Bequemlichkeit zu verschaffen, während sie ihre eigene aufgeben, die ebendeshalb der Holländer kaum noch für Menschen, eher für eine bloße Maschine ansieht. Daher hört man in einem Kaffeehause fast nichts als die Worte: Jan! een flammetje! (ein Fidius!) — Jan! inschenken! (einschenken; denn der Holländer schenkt sich nicht selbst zum Trinken ein; der Kellner muß ihm das leergewordene Glas wieder füllen). — Jan! snuiten! (denn das Licht kann sich der Holländer unmöglich selbst pugen, Jan wird dazu citirt). Nur diese Redensarten werden in dem Zimmer gehört, das dick mit Dampf angefüllt ist. Keine Zeitung geht von Hand zu Hand. Tritt ein neuer Gast ein, so geht ihm Jan mit der schon glimmenden Pfeife entgegen; es ist der stumme Gruß. Wer sie ablehnte, würde mit großen Augen angesehen werden und würde als nicht zum Handwerk gehörig angesehen. Die Pfeife wird nur hingelegt, um zu essen, und derb zu essen; man hört auf zu essen, um zu trinken; man hört auf zu trinken, um zu rauchen. Wer nicht mit einem von den dreien beschäftigt ist, der ist krank. In den großen Sälen der Kaffeehäuser in Amsterdam sitzen Hunderte von Gästen; aber zehn Franzosen würden mehr Lärm machen als hundert Holländer. Man kann mehrere Zimmer durchwandeln, ohne etwas Anderes zu hören als: Jan! een pijpche! Jan! een flammetje!

Der Pic von Teneriffa.

Der Pic von Teneriffa hat seit der Zeit, in welche die Geschichte der Canarien hinaufreicht, keinen Ausbruch gehabt, sodas man ihn für völlig erloschen halten könnte; aber auf seinem Gipfel finden sich doch die Beweise seiner noch fortdauernden vulkanischen Thätigkeit. Der Franzose Deville, der ihn neuerlichst auf der durch Elie de Beaumont veranstalteten Expedition besuchte, fand, daß die fumarole des Pics einen ausnehmend scharfen Schwefeldunst aushauchte und sah den Rauch aus allen Spalten bringen, die das Gestein hier und da zeigt.

Kaswin.

Kaswin ist ein Städtchen in Persien, das dort etwa die Rolle spielt, wie in unsern Umgebungen Schilda, Schöppenstadt u. s. w., also das persische Krähwinkel. „Bin ich etwa ein Kaswiner?“ hört man in Persien Den sagen, der etwas Albernes von sich abweisen will und eine Kaswiniade ist unter andern in folgendem von Bodenstedt uns mitgetheilten artigen Gedichtchen enthalten:

Man erzählt sich von der Stadt Kaswin,
Daß sie voll von lauter Thoren wäre,
Daß voll Thorheit schon von Anbeginn
Jeder, der daseibst geboren wäre!

Über den Bazar der Stadt einst lief
Ein Kaswiner frohen Angesichts,
Pries die Gnade Allahs laut und rief
Daß sein Esel ihm verloren wäre,

Dhne daß er je das Thier besritten! —
Warum dankst du Gott — fragt ihn ein And'rer —
Daß du auf dem Grauthier nie geritten,
Als ob's nicht zum Ritt erkoren wäre?

Weil — entgegnete der schlaue Mann —
Hätt' ich auf dem Esel mich befunden
Als er sich verloren, ich alsdann
Sicher selber mit verloren wäre!

Der Kolibri.



Der Kolibri, von dem wol 80 Gattungen bekannt sind, ist der kleinste unter den Vögeln; denn es gibt deren, die nicht größer als ein Maikäfer sind. Er ist aber auch der schönste. Sein Federkleidchen schillert im buntesten, schönsten Farbenglanze, als wenn es mit Tausenden von Edelsteinen übergossen wäre. Manche tragen sogar Häubchen und Federbüsche auf den Köpfchen und Kragen um den Hals.

Man hat den Kolibri auch Honigvogel genannt, weil man ihn von Blume zu Blume flattern und in den Kelchen seine Nahrung suchen sah; doch haben neuere Beobachtungen ziemlich zweifellos ergeben, daß er mit seinem langen Nabelschnäbelchen nicht Honigsaft, sondern kleine Käfer aus den Blumen holt.

So klein er ist, so schnell ist er auch. Immer in Bewegung eilt er mit solcher Geschwindigkeit von einer Blume zur andern, daß ihm das Auge kaum folgen kann.

Sein Nestchen ist äußerst künstlich aus Pflanzenwolle gebaut, meist im dichten Laube versteckt und birgt zwei weiße Eier von der Größe einer Erbse.

Der Name Kolibri ist mexicanisch und bedeutet Sonnenstrahlen oder Sonnenhaare.

Mannichfaltiges.



Vorstehendes Bildchen vergegenwärtigt eine Ansicht des Ausgangs aus der Via Mala, deren Darstellung die letzte Nummer enthielt. Auf dem Felsen rechts prangen die Ruinen des Schlosses Rhetus und alle Reisende, welche Ruhe haben, verweilen mit Lust an den Stellen, wo sie in der schwindelnden Tiefe die Gewässer des Rheins über den Felsblöcken toben hören und ergötzen sich an dem Anblick der Schaumwirbel auf den pfeilschnell dahinschießenden Wellen.

Afrikas Reichthum an Thieren. Afrika ernährt fünf mal so viel Arten von vierfüßigen Thieren als Asien und drei mal so viel als Amerika. Aber man glaube ja nicht, daß man in Afrika den wilden Bestien auf jedem Schritte begegnen und ein Zusammentreffen mit ihnen befürchten müsse. Noch seltener, als man dormalen in Deutschlands Wäldern Hirsche und Eber antrifft, wo dieselben nämlich nicht mühsam gehegt werden, stößt man in den Wäldern, Gebirgen, Schluchten und Wüsten Afrikas auf reißende Thiere, die dem Menschen ausweichen und allein vom Hunger getrieben, verwundet oder in Wuth gebracht einen Angriff auf denselben wagen.

Der Schiffszwieback bildet in den Seestädten einen stehenden Handelsartikel, von dessen Bedeutung wir uns gar keine Vorstellung machen können. Kein Schiff verläßt den Hafen für eine weitere Reise, ohne sich mit Schiffszwieback, dem biscuit de mer, zu versorgen. In Amsterdam gibt es einen besondern Marktplatz dafür, auf welchem der im Dorfe Wormer gebackene Schiffszwieback alle Montage verkauft wird.

Der Name Lokman spielt in den asiatischen Sprachen eine große Rolle; er kommt gewöhnlich mit dem Beinamen al Hakim, d. h. der Weise, vor und es ist bekannt, daß Lokman als Dichter der orientalischen Thierfabel von Vielen für identisch mit Iyop gehalten wird. Weniger bekannt ist es, daß derselbe Name auch gleichbedeutend etwa mit dem des Hippokrates in europäischen Sprachen ist. Hat ein Arzt eine glückliche Cur vollbracht, heißt es von ihm: Das ist ein wahrer Lokman! Liegt Jemand an einer schweren Krank-

heit darnieder, so hört man sagen: Hier kann nur ein Lokman helfen! In diesem Sinne wird dieser Name auch unter den Völkern des Kaukasus gebraucht. Hier soll er von einem deutschen Arzte Hoffmann herrühren, der sich im Kaukasus lange aufgehalten und große Wundercuren vollbracht haben soll, daß sein Ruhm durch ganz Asien erscholl; nur habe man der bequemern Aussprache wegen seinen Namen in Lokman umgewandelt. In Tiflis erzählt man sich noch heutzutage Folgendes von ihm: Als Lokman daselbst angekommen war und auf den Bazar gehen wollte, ward ihm der Weg durch eine endlose Reihe hochbeladener Arabas (zweirädriger Fuhrwagen) versperrt. Lokman fragte, was in diesen Arabas enthalten sei? Man antwortet ihm: Fische. „Gi“, sagte er, „da wird es hier viel für mich zu thun geben.“ Also sprechend bog er in eine andere Straße ein; aber auch hier ward ihm der Weg durch eine endlose Reihe von Arabas versperrt, hochbeladen mit gefüllten Schläuchen. Lokman fragte, was in diesen Schläuchen enthalten sei? Man antwortete ihm: Wein. „O weh!“ sagte er. „Hier ist meines Bleibens nicht. Wo so gute Arznei in solcher Fülle vorhanden ist, da ist die Kunst des Arztes überflüssig.“ Und also sprechend verließ er die Stadt sofort wieder.

Das „Gesetz der Stürme“ ist der Titel einer Schrift des Engländers W. Reid, welche soeben in dritter Auflage erschienen ist und als Beleg dafür dienen kann, wie tief man durch sorgfältigste Untersuchung der Thatsachen in die Kenntniß der Natur eindringt. In der ebengenannten Schrift sind alle auf die großen Stürme auf beiden Seiten des Aequators bezüglichen Thatsachen mit unendlicher Mühe gesammelt und mit der größten Sorgfalt untersucht. Es ist jetzt ausgemacht, daß die Stürme der nördlichen und südlichen Halbkugel sich in entgegengesetzten Richtungen bewegen und daß die Orkane Westindiens, die Typhons der Chinesischen Meere, die Tornados der Westküste Afrikas, die Wasserhosen und die kleinen Wirbelwinde das Ergebniß der Umdrehung einer Luftsäule sind, welche rasch vorwärts rückt. Der Seemann sieht sich jetzt immer mehr in den Stand gesetzt, sich in die günstigste Stellung zu bringen, wenn er von diesen furchtbaren wirbelnden Luftmassen überfallen wird.

Chinesische Fischerfamilien gibt es, welche selten oder niemals auf das feste Land kommen. Die ganze Wirtschaft besorgt man in einem kleinen Boote, an dessen Rändern die Kinder herumkriechen und spielen. Um den Hals tragen die Kinder eine Art Cravatte von Korl mit zwei Holzspigen, die sie, wenn sie ins Wasser plumpen, vor zu tiefem Untersinken schützen und ihr Herausziehen erleichtern soll. Die geschäftige Hausfrau bereitet auf dem Boote mit ungläublich wenig Feuer und hauptsächlich durch Benutzung des Dampfs die frugale Mahlzeit der Familie.

Romeo und Julie heißen zwei Städte in Nordamerika am Michigansee, die bei ihrer Gründung vor etwa 20 Jahren ungefähr sechs englische Meilen auseinanderlagen. Jetzt sind sie durch weitere Anbaue schon um ein Beträchtliches näher aneinandergerückt und man hofft in ihnen in der Wirklichkeit und im Leben verbunden zu sehen, was bei Shakespeare und in Verona nur erst durch den Tod vereinigt worden ist.

Tissa heißt ein sehr großer, in der Moldau häufig und ohne alle Pflege wachsender Baum, dessen Holz dunkelroth und sehr hart ist und sich gut zu Geräthschaften verarbeiten läßt. Die Landleute machen davon kleine Fässer und andere Gefäße zur Aufbewahrung von Getränken und Flüssigkeiten, die so gut als gläserne oder thonerne Geschirre sind.